

Suhrkamp

Wolfgang  
Koeppen  
Romanisches  
Café

Erzählende Prosa

suhrkamp taschenbuch 71

Hans Magnus Enzensberger: »Die Prosa des Romanciers Koeppen ist die zarteste und biegsamste, die unsere verarmte Literatur in diesem Augenblick besitzt.«

Die hier vorgelegten Texte sind teilweise verstreut, zum Teil nur einmal in Feuilletons erschienen, manche waren ganz und gar verschollen. Der früheste Text stammt von 1936, der jüngste von 1971. In allen ist die Koeppensche Welt lebendig; es sind Geschichten, Episoden und entlarvende Momentaufnahmen aus dem Alltag von Zweifelnden und Melancholischen.

Wolfgang Koeppen  
Romanisches Café

*Erzählende Prosa*

Suhrkamp

Für den Autor waren diese Texte gegenwärtige Prosa.  
Er verzichtete auf die Angabe von Entstehungsdaten  
der verstreuten Veröffentlichungen. Der früheste Text stammt  
von 1936, der jüngste von 1971.  
Sie wurden vom Autor für diese Ausgabe durchgesehen.

9. Auflage 2017

Erste Auflage 1972

suhrkamp taschenbuch 71

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1972

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-36571-7

## *Inhalt*

Romanisches Café	7
Trümmer, oder wohin wandern wir aus	12
Verlobung im Alten Salon	20
Am frühen Morgen	28
Melancholia	36
Der Sarkophag der Phädra	59
Zum ersten Mal in Rotterdam	77
In meiner Stadt war ich allein	86
Anarchie	99
Thanatologie	109
Schön gekämmte, frisierte Gedanken	113



## Romanisches Café

Der Kaiser oder des Kaisers Baumeister oder des Kaisers Knecht hatte zum Gedenken des alten Kaisers, von dem der junge Kaiser das Reich und die Würde nahm, die romanische Kirche gebaut und sich selber gehuldigt, indem er mit der zeitgemäßen romanischen Kirche dem alten Kaiser huldigte und Kaiser Carolus Magnus und Kaiser Barbarossa und Lohengrin mit dem Schwan und dem Großen Kurfürsten mit dem Exerzierstock und Fridericus Rex mit dem Krückstock und dem von Säckingen mit der Trompete und Martin Luther wegen der festen Burg, die unser Gott ist, und Gustav Freytag wegen der Ahnen, auf die wir stolz sind, und dem Hofprediger Stöcker, der ein Fels war gegen die Auflösung der rechten Zucht, und dann hatte einer gedacht von der Königlichen Bauakademie oder von der Baufirma Heilmann & Littmann oder auch von der Deutschen Bank oder der Herr von Bleichröder, daß man zur romanischen Kirche ein romanisches Haus bauen solle mit Rundbogen und schmucken Säulen und traulichen Erkern zum Hinausstrecken von Ritterfahnen und hübschen Balkonen für Herolde und für Burgfräulein, die den Turnieren auf dem Platz zuschauen mochten, dem Drachentöter, der des millionenköpfigen, millionenfüßigen Untiers nicht Herr wurde, das auf allen Straßen herankroch, vielleicht wollten sie auch noch dem Klang der Laute lauschen, dem privilegierten Minnelied oder der Siegeshymne, es wurde nur ein Zapfenstreich, doch auch Fahrende kamen mit allerlei Kunststücken, andere als man geladen und erwartet hatte, später, und es zogen Geschäftsleute in das



romanische Haus und handelten mit Stahl oder mit Schläue, und ein Zahntechniker und ein Nervenarzt eröffneten ihre Praxen und heilten oder heilten nicht, und ein Oberst wohnte im Haus, der Kommandant der Garde, in zehn oder in zwölf oder in zwanzig Zimmern, durch hohe Tore verbunden, daß das Regiment der Gardes du Corps hätte hindurchreiten können mit Adlerhelm und bewimpelten Lanzen, im Fahrstuhl von Otis in die Beletage gehoben, und sie alle blickten zu den romanischen Fenstern hinaus oder konnten zu den säulchenumrahmten Fenstern hinausblicken, wenn sie es wollten, und sahen am Sonntag die Gemeinde in die Kirche gehen, unterm Zylinderhut oder unterm Kaiserin-Augusta-Victoria-Hut oder unter der Pickelhaube des Reserveoffiziers, ein aktiver General schritt mit im Chor, unter weißem Flederwisch, das lutherische Gesangbuch an die goldenen Tressen oder die silberne Schärpe gepreßt, ein Flügeladjutant, ein protestantischer Erzengel, vom Kadettenmeister gezähmt, und am Sabbat wanderten die anderen Herren, nur unterm Zylinderhut, doch hier und dort einer in stolzer Uniform oder stolz in der Uniform als Gardereservezahlmeister, vielleicht auch Leutnant vom Troß oder von der Armierungstruppe, den Weg etwas weiter hin, zum Bethaus hin, und auch da die Fürbitte für die Majestät, nicht weniger dankbar, nicht minder untertan, und die Garde zog aus im August und nicht nur die Garde, auch der Train kam ins Feuer, und die Armierungssoldaten gingen ins Gas, sie zogen nicht wieder ein im November, nicht die Garde zu Pferd, nicht der Troß, die Schipper hatten ihre Spaten bei den Toten gelassen, kein Triumphzug vor den romanischen Fenstern, und viele brauchten nun ihren Zylinderhut und die Uniform nie mehr, die Kirchgänger gingen mit Schlapphüten

zur Kirche, nur die Sabbatgänger wahrten noch die Würde des steifen Hutes, und im Schatten der dem Gedächtnis des alten und schon vergessenen Kaisers geweihten Kirche und im Schatten des romanischen Hauses lag das *Romanische Café* mit seiner Sommerterrasse wie ein Schiff, verankert oder auf freier Fahrt, flott oder schon gestrandet, ein Leib aus Beton und die Maste aus Eisen, Ebbe und Flut des Geldes kam, Sturmflut der Not kam, die Armada der Automobile zog vorüber, ein Hurrikan zog auf und wuchs, Mond und Sterne der Kinoreklame gingen auf und unter, die Passagiere auf dem Schiff drängten in die spärliche Sonne, die Fahrenden, die gekommen und nicht geladen waren, und die Götter, zu denen sie beteten oder die sie verleugneten, die Götter hatten sich wohl schon abgewandt von ihnen, voll Entsetzen, oder die Götter waren nie da gewesen, so träumten die Gäste den neuen Traum, daß Gott tot sei, oder sie träumten den alten Traum, daß sein Name über alle Namen sei, und als ich mich zugesellte, das gelobte Land erreichte vom pommer-schen Acker her, vierter Klasse, mit Milchkannen und Kartoffelsäcken, und vom Stettiner Bahnhof nach dem Stadtplan zu Fuß, auf dem Weg nach Eden, da schien mir der Tempel zu strahlen, wie mein Verlangen es mir verkündet hatte, ich lauschte den Dichtern und Philosophen, hörte den Malern und Schauspielern zu, begegnete den klugen Herren der großen und mächtigen Zeitungen, den zuversichtlichen Abgeordneten der großen und mächtigen Volksparteien, ich liebte die Anarchisten und die anarchischen Mädchen, die bei ihnen saßen, und die Träumer vom ewigen Frieden und die Schwärmer von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und ich lernte den Sohn eines Wunder-rabbi aus Miropolje in Galizien kennen, der schwebte, ein

schulbleicher hungriger Seraph, an der Terrasse vorbei, wo sie sich im Gespräch erhitzten und glaubten, Zukunft zu haben oder wenigstens Dauer der Gegenwart, und der Sohn des Wunderrabbis trug einen fettigstaubigen Samt- oder Pelzhut und sagte ein jiddisches oder hebräisches Wort, ich habe es vergessen und nicht vergessen, es klang wie hävter, und es bedeutete Sand oder Wind oder Sand im Wind, und er und ich, wir sahen die Terrasse und das Kaffeehaus wegwehen, verschwinden mit seiner Geistesfracht, sich in Nichts auflösen, als sei es nie gewesen, und es marschierten die Standarten auf, die Bewegung bewegte sich zur Kirche oder in die Kirche oder in die Kinos, es war kein Unterschied, die Bewegung wurde in der Kirche empfangen und gesegnet und im Kino gefeiert, das Bethaus wurde entflammt, ein erstes Licht, das aufging, bevor die Stadt in Lichtern strahlte, und die Gäste des Cafés zerstreuten sich in alle Welt oder wurden gefangen oder wurden getötet oder brachten sich um oder duckten sich und saßen noch im Café bei mäßiger Lektüre und schämten sich der geduldeten Presse und des großen Verrates, und wenn sie miteinander sprachen, flüsterten sie, und wenn sie gingen, bereuten sie, daß sie selbst nur geflüstert hatten, und nicht die Garde zog aus und nicht die Garde kam wieder, jedermann zog aus, Mann, Weib und Kind und kam nicht wieder, und ich floh in einer Nacht im November durch die Kanäle der Stadt, durch die dunklen Adern ihrer unterirdischen Kommunikation, über die stromlosen Schienen der Untergrundbahn, ich traf Hadesgespenster, die kleinen Herren der kleinen ohnmächtigen Zeitungen, geprügelte verfolgte Politiker, verstummte Dichter, gefesselte Künstler und Bekanntschaften, die sich den Stern der Schande abgerissen hatten, die nicht ihre Schande war, wir

waren in Schlafdecken gehüllt oder in Säcke, wir schützten das Gesicht mit feuchten Tüchern vor dem beißenden Rauch, wir waren im Purgatorium zwischen Wittenbergplatz und Zoologischer Garten, ein Verleger stolperte über Schotter und Schwellen und sagte, Sie werden das schreiben, und ich dachte, ich werde es schreiben, und wußte, daß ich starb, in dieser Zeit, in diesen Jahren, auch wenn ich nicht gehenkt würde oder erschlagen oder verbrannt, über uns loderte die Stadt, brauste der Feuersturm, ich stieg aus dem Schacht, der Turm der Kirche war zerschmettert, und das romanische Haus mit dem Romanischen Café glühte, als leuchtete im Sieg die Oriflamme eines geheimen Vaterlandes.

## Trümmer oder wohin wandern wir aus

Elisabeth, dieses kleine Mädchen, so mager, so blaß, die Augen weit, wie schmal in der anstehenden Schlange.

Es gab Fisch für eingetragene Kunden auf Abschnitt zwei der Sonderzuteilung B. Die Kunden waren ordentliche, demütige Leute. Der Fischhändler konnte zufrieden sein. Die Kundschaft murrte nie. Nur Elisabeth träumte von einem Zauberwort. Sie wußte das Wort nicht zu nennen. Es war Rebellion. Es hätte alles geändert.

Elisabeth täuschte sich nicht. Die nackten Arme der Fischhändlersgattin waren die Arme der Venus von Milo. Elisabeth kannte die Venus gut. Sie war ihre Freundin. Sie stand klein, verstaubt, ohne Arme und aus Ton gebrannt zu Hause in dem balkengestützten Raum, den Frau Tietze noch immer ihren Salon nannte. Die schönen, frostglitzernden Arme der Fischfrau, die alten jungen Arme der Venus warfen den Fisch flink in die sinkende Schale der Waage und klatschten ihn in die Zeitung, die Elisabeth zum Einkauf mitgebracht hatte. Der Fisch näßte durch das Papier. Die Charta der Vereinten Nationen verlief in Meeresfeuchte. Der Fisch in Elisabeths Händen wurde groß und schwer. Der Marshallplan wurde von der Schwanzflosse des Fisches durchstoßen. Die Flosse leuchtete rot. Es war ein feueriges Rot und zündelte in den Ruinen unserer nach Bränden erloschenen Stadt.

Frau Tietze wartete. Obwohl sie wußte, daß man zu dieser elenden Zeit Stunden brauchte, um einen einfachen Fisch zu kaufen, glaubte sie doch, daß Elisabeth aus Bosheit

ihre Geduld strapazierte. Aus dem Volksempfänger drang leises Pfeifen wie von Mäusen aus dem Mausloch. Die Stimme des Führers kam nicht mehr. Frau Tietze fürchtete nichts so sehr wie die Stille. Quälende Ohnmacht, unterdrückte Wut zeigten das Gesicht einer Mörderin. Die Augen blinkten verzweifelt wie die Glasaugen ausgestopfter Tiere. Schelte wie Prügel. Herr Behrend kommt. Leder-mantel aus Warschau, in Friedenszeiten eau de tabac, jetzt Brandgeruch aus dem Getto. Wie darf man Herrn Behrend warten lassen! Der Behelfsherd ist ein Kanonenofen, sein Rohr rußt zum Fenster raus, Trümmerholz, US-food-kartons, geteerte Dachpappe lassen den Ofen explodieren, der Topf schießt in den Salon, Wasser im Kessel siedet, das Mahl muß bereitet werden. Herr Behrend ist und bleibt eine Persönlichkeit, sitzt im Ernährungsamt, spricht schon oke.

Elisabeth trug den Fisch in das Badezimmer. Dem fehlte eine Wand. Der Wind wehte kalt. Er wehte leider nicht fort. Doch welch ein Panorama, vor Elisabeths Blick die geschlagene Stadt, die Stümpfe ihrer alten Türme, die ganze Geschichte. Verdammt, verdammt, Elisabeth maulte, hatte Mitleid mit der Stadt, mit den Toten unter den Steinen, ihrer Mutter, der Wahnsinnigen. Herr Behrend war ein Hund; aber Herr Behrend war nicht nett wie die echten Hunde.

Jede Mahlzeit war ein Scherbengericht. Das Geschirr war schon lange zerbrochen. Elisabeth legte den Fisch in die alte Zinkbadewanne, die der Zerstörung widerstanden hatte. Hier kannst du wohnen, sagte Elisabeth. Und die Wohnung war wie jede Wohnung nur eine Zelle vor der Hinrichtung.

Der Fisch rot, feuerrot. Alle seine Schuppen hatten jetzt das schillernde, zündelnde, so fremde Rot seiner Flosse.

Auf die Wände der alten Zinkbadewanne malte der Widerschein des Fisches den blutigen Sonnenuntergang in einem südlichen Meer.

Elisabeth fühlte sich an etwas erinnert. Sie wußte nicht, an was sie die falsche Sonne erinnerte. Es quälte sie. Vor dem Haus pochte Herr Behrends amtlicher DKW. Herr Behrend hatte seinen Befehlsstand, das Ernährungsamt zur vorgeschriebenen Stunde verlassen. Elisabeth mußte Wasser im Kessel nachfüllen. Sie mußte Suppengrün schneiden. Sie mußte den Fisch schlachten.

Das Messer war stumpf. Der freundliche Scherenschleifer lag im fernen Rußland begraben. Seine kleine, helle Glocke rief nicht mehr. Elisabeth fürchtete, den Fisch mit dem stumpfen Messer nicht stechen zu können. Sie langte zaghaft in die Wanne. Da richtete sich der Fisch hoch und schrie mit einer Stimme, die wie ein Donner war: Töte mich nicht, denn siehe, ich bin ein Flüchtling aus dem Atoll von Bikini.

Natürlich war Elisabeth zunächst sehr erschrocken von der Wanne zurückgesprungen; doch bald ärgerte sie sich nur. Der Fisch hatte mit seinem Wort eine unmögliche Lage geschaffen. Er hatte in leichtfertiger Weise das sowieso schon gefährlich schwankende Gerüst der Konvention erschüttert, keine Übereinkunft stimmte mehr, wenn die Tiere sprachen, und Elisabeth wußte nun wirklich nicht, was sie machen sollte.

In Frau Tietzes Salon, einem dunklen, zerbrochenen und wieder geleinnten Aquarium aus Verdunklungspapier, Ersatzglasscheiben, Pappe, saßen sie und Herr Behrend und warteten auf Schellfisch blau. Sie waren gemeine Menschen mit den üblichen vernünftigen Vorstellungen. Nie würden sie, weil die Kreatur laut geworden und sich erklärt hatte,

auf ein schon bezahltes Abendessen verzichten. Elisabeth war ganz auf sich selbst gestellt. Sie mußte schnell und besonnen handeln. Sie hob, vor Anstrengung keuchend, den brandbombengeschädigten Läufer, der einmal die Treppe des Aufgangs für Herrschaften geziert hatte, und breitete ihn über die Badewanne.

Ein scharfer, fauliger Fuseldunst gab der Luft im dunklen Salon eine traurige Trunkenheit. Herr Behrend hatte nebenamtlich Rübenschnaps erworben und eine Flasche mitgebracht. Zwischen verkitteten Fenstern, Mauerrissen, schimmelnden Tapeten, bröckelndem Plafond standen enttäuscht, beleidigt und jedermann feind verschiedene, einstmals in den Katalogen der Möbelhändler angepriesene Scheußlichkeiten. Auf dem beinkranken Vertiko zitterten beim Fahren der mit schwerem Schutt überladenen Räumwagen zerbrochene Nippes, ein Schäfer, eine Sennerin, das Meerpferd, eine Försterpfeife, die Muschel von der Insel Rügen und die braune, kleine, schöne, trübsinnig gewordene Venus ohne Arme. Im geschnitzten Rahmen des Spiegels, einem Meisterwerk der Gipskunst, steckte zerknittert der in lodernde Farben gedruckte Prospekt eines Sonnenunterganges, mit Kraft durch Freude nach Madeira. Elisabeth wußte gleich, woran sie der Fisch mit seinem kleinen privaten Sonnenuntergang in der Zinkbadewanne erinnert hatte. Frau Tietze zweifelte nicht, daß es ein Glück für Herrn Behrend wäre, nach den Anstrengungen seiner Dienstgeschäfte im Eigenheim einer Dame Glaube und Schönheit zu finden. Herr Behrend hatte außer dem Rübenschnaps noch einen krümelnden, bräunlichen Käse mitgebracht.

Nun, mein Kleines, wo bleibt unser Fisch? Wenn Herr Behrend im Haus war, nannte Frau Tietze Elisabeth mein



Kleines. Die Anrede verniedlichte Elisabeth zu einem dienenden Wesen, das man aus reiner Güte und ohne die Verpflichtung der Mutterschaft beherbergte und ernährte.

Der Fisch war ungenießbar, sagte Elisabeth. In gewisser Hinsicht war er verdorben. Ich sah das Abendbrot im Bad, oder ich dachte an ein Morgenrot hinter den Türmen, die nicht mehr sind, oder wie alles brannte. Ich habe ihn weggeworfen, den Fisch. In die Stadt zurück. Er stank.

Elisabeth hob die Hand. Es war die Geste, mit der man prüft, ob es regnet. Benjamin Franklin hätte einen Drachen steigen lassen, mit Draht und Hausschlüssel die elektrische Spannung in der Luft zu messen, den Blitz zu bändigen.

Frau Tietze war eine Wolke. Der Regen kam nicht nieder. Sie hatte nicht einmal Tränen.

Herr Behrend fand Zeit, Elisabeth zu betrachten. Er sank in sich, sank in das kleine Mädchen, fiel in die Stunden. Eine Kuckucksuhr hatte alles überstanden. Herr Behrend aß gern Klöße. Er hatte Hunger und nicht unbedingt auf Fisch. Er hielt die kleine Elisabeth für ein kleines verdammtes Biest, das herangewachsen war, heimlich, auf leisen Pfoten und verstohlen wie eine junge Katze, selbst von Herrn Behrend bisher nicht bemerkt. Das heimliche kleine Biest hatte den Fisch verschoben. Das war klar. Kein Fisch konnte in jenen Tagen so stinken, daß man ihn wegwarf. Aber was hatte Elisabeth für den Fisch bekommen? Worauf stand sie mit dreizehn Jahren in ihrem zu kurzen, zu dünnen Kleid, mit den verfrorenen Knien, dem Hälschen, von seiner Hand zu umspannen? Herr Behrend hätte gern Elisabeth ein Zeichen gegeben, ein Zeichen, daß er sie durchschaut hatte und schweigen würde. Er fürchtete Frau Tietze. Er war feige. Er sah Elisabeth in einem neuen Licht. Das konnte was werden.

Essen wir doch den Käse. Herr Behrend versuchte zu begütigen.

Wo liegt Bikini, fragte Elisabeth, ist es weiter als Madeira? Frau Tietze spürte eine neue unfaßbare Bosheit des Kindes. Bikini, ein fremdes Wort. Vielleicht aus der Bibel. Der Tag kam, da Gott strafen würde. Frau Tietze haßte die Unbotmäßigkeit. Frau Tietze würde wieder zur Kirche gehen. Nur auf die Hölle war Verlaß.

Herr Behrend munterte auf. Er fühlte sich in der neuen Aussicht auf das kleine Mädchen nicht betrogen. Er hatte die Zeitung gelesen, man mußte die Augen überall haben, und Elisabeth gab ihm das Stichwort, als unterrichteter Mann für eine Weile die Szene zu beherrschen. Er berichtete von den Atombombenversuchen im Atoll von Bikini. Das war eine deutsche Kolonie, oder da in der Nähe. Die könnten die ganze Erde in die Luft jagen. Uns, wie wir hier sitzen. Das haben die Juden erfunden. Der Gedanke, daß Juden ein Mittel gefunden hatten, ihn in die Luft zu jagen, schien ihn aufs höchste zu befriedigen. Er schnitt genüßlich den Käse an.

Dann ist keine Rettung. Elisabeth sah sich selbst im Zimmer stehen. Unter Steinen. Die stürzten in ein Loch.

Das Licht ging aus. Es war die Sperrstunde. Herr Behrend war nun doch unangenehm berührt. Er legte das Käsemesser aus der Hand. Frau Tietze empfand plötzlich Freude. Ihr Lockenkopf an seiner Schulter. Draußen der Mond. Ein schwacher Schein auf der Venus von Milo. Hatte Frau Tietze es nicht geahnt? Dieses Bikini, durch und durch verseucht, bolschewistisch und nichts als eine Bosheit des aus der Zucht geratenen Kindes.

Elisabeth weinte. Sie sah sich mit dem Fisch in der Wanne spielen, sie saßen, das gleiche Schicksal, im selben Boot,

schwebten über der verfliegenden Wolke von Staub, der Erde. Wohin wandern wir aus? Elisabeth schrie. Der Salon schwieg. Der Staub wie Sand in der Sanduhr aus den geborstenen Mauern. Tränen des Zorns. Ein wilder Egoismus flammte die Stirn des kleinen Mädchens. Frau Tietze und Herr Behrend mochten umkommen. Sie hatten das herausgefordert. Sie hatten ihre Welt so gewollt.

Elisabeth wurde zu Bett geschickt.

Wie habe ich das verdient, jammerte Frau Tietze.

Ein umheimliches Biest, sann Herr Behrend.

Elisabeths Bett stand nicht auf festen Füßen. Die Bombe hatte Teile des Hauses fortgerissen, und des Mädchens winzige Kammer schaukelte, nur noch wenig an den Boden gefesselt, wie ein Ballon im Freien. Und da Elisabeth, um sich vor Regen und fallendem Mörtel zu schützen, Tücher über das Bett gespannt hatte, war ihr Lager zeltähnlich geworden, Gondel eines Luftschiffes, nomadenhaftes Provisorium auf ungewisser Fahrt.

Müde vom langen Anstehen vor dem Fischstand, müde von der Hausarbeit, müde von der Aufregung mit dem Fisch und erschöpft vom Hunger, denn sie hatte ja nichts zu essen bekommen, schlief Elisabeth ein. Der Fisch, der rote Flüchtling aus dem fernen katastrophenedrohten Meer, besuchte Elisabeth nicht in der Nacht. Er war allein. Elisabeth war allein. Nichts Kaltes war in ihrem Bett.

Erst am Morgen erinnerte sich Elisabeth an den seltsamen Gast. Sie fand den Fisch tot und gar nicht mehr so großartig und leuchtend und rot in der alten Zinkbadewanne unter dem halbverbrannten Läufer von der Treppe für Herrschaften. Er ist an Heimweh gestorben, sagte sich das Kind. An Heimweh, da er ein Flüchtling war.

Und Heimweh, Weh empfand auch Elisabeth. Sie eilte in

den düsteren Salon, nahm die leere Flasche des nach Fusel stinkenden Rübenschnapses, bürstete die verstreuten wachweichen Krümel des in der Nacht doch noch gegessenen Käses vom Tisch und fuhr mit dem Staubtuch über das Vertiko, über Nippes, den Schäfer, die Sennerin, die kleine Venus ohne Arme und über den wunderschönen Sonnenuntergang des Prospektes mit Kraft durch Freude nach Madeira.

Das Vertiko, die Kunst und das Herz des kleinen Mädchens bebten. Die Räumwagen karrten den Trümmerschutt aus der Stadt.